

Leander Kaiser

Erinnerungen an die Menschheit

Einleitung zur Lesung von Ernest Wichner und Konstantin Kaiser im Studio Leander Kaiser am 23. September 2008

"In unserer Zeit, wo die Menschen mit immer größerer Vorliebe Weisheit mit Wissen und Wissen mit Informiertheit verwechseln und Lebensfragen mit den Mitteln einer technisch mechanischen Begriffswelt zu lösen suchen, entsteht allgemach eine neue Art des Provinziellen, der man vielleicht schicklicher Weise einen anderen Namen geben sollte. Es ist eine Provinzialität nicht des Raumes, sondern der Zeit; eine Provinzlerhaftigkeit für die die Geschichte nichts weiter ist, als eine Chronik menschlicher Planungen, die der Reihe nach ihre Schuldigkeit getan haben und dann zum alten Eisen geworfen worden sind; eine Provinzlergesinnung, der zufolge die Welt ausschließlich den Lebenden angehört, während die Toten keinen Anteil an ihr haben. Das Gefährliche an dieser Art Provinzialität besteht darin, dass wir alle zusammen, sämtliche Völker des Erdballs zu Provinzler werden können; wem es nicht passt, provinziell zu sein, der kann dann nur noch Einsiedler werden."¹

Das ist ein Zitat aus dem Essay von Thomas Sternes Eliot über Vergil aus dem Jahre 1954. Natürlich kann man solche Kritik an der "Geschichtslosigkeit" der Gegenwart als Ausfluss der konservativen Gesinnung eines säuerlichen Bildungsbürgertums denunzieren. Doch ist die Menschheit als eine Einheit nicht ohne die Geschichte der Menschen zu denken, eine Geschichte, in der sich das Gemeinsame im Unterschiedlichen zeigt, also jedenfalls nicht ohne die Toten. Gerade in Österreich hat der "Provinzialismus der Zeit" unter dem Titel "Anschluss an die Moderne" nach 1945 die Rolle gespielt, den vorhergehenden "Anschluss" an das nationalsozialistische Dritte Reich auszublenden, eben als eben diesen und seine Folgen als eine "menschliche Planung" zu behandeln, die gescheitert ist und nun "zum alten Eisen geworfen" werden kann. Konstantin Kaiser hat dieser Problematik, die von Schriftstellern des Exils und des Widerstands wie Berthold Viertel, Hermann Broch und Jura Soyfer, Zeitgenossen Eliots also, wahrgenommen worden ist, eine Reihe von Essays gewidmet.² Es war der Nationalsozialismus, der sich anschickte, mit der Menschheitsgeschichte Tabula rasa zu machen und an ihre Stelle die Viehzuchttechnik und das Schlachthaus der Rassenpolitik zu setzen.

Wenn ich für den heutigen Abend, den Titel "Erinnerungen an die Menschheit" vorgeschlagen habe, **dann wollte ich nicht für den Abschied von der Menschheit plädieren, oder sagen:** dass die Menschheit schon etwas Vergangenes ist, das durch die ökologische Krise oder den Kometen gerechterweise ausgemerzt werden würde. Ich wollte daran erinnern, dass die Einheit der menschlichen Welt nicht aus der ökonomischen Globalisierung, der Infrastruktur oder dem Internet erwächst, sondern aus der Tätigkeit der Menschen und ihrer Aneignung der Welt, und zwar der Menschen vieler, vieler Generationen. Das Thema ließe sich auch in dieser Abstraktheit weiter ausführen. Für mich nun aber sind es Gedichte und Bilder, die diese Erinnerung und damit auch die Möglichkeit, den historischen Ort, an dem wir heute angelangt sind, von anderen zu unterscheiden und so erst zu verorten, aufrechterhalten. Es ist eine Verteidigungsposition, das drückt sich mitunter in einer gewissen Melancholie und einer distanzierten Zärtlichkeit aus. Der Gott der Poesie und der Malerei ist kein allmächtiger Gott; er hat die Welt nicht erschaffen. Er sieht den Menschen unentwegt freundlich zu. Von Zeit zu Zeit muß er sein Gesicht voll Entsetzen abwenden, aber er wendet es wieder zurück. Er sieht nicht alles, aber jeder Mensch hat ein Recht, von ihm gesehen zu werden. Er versteht mehr als er urteilt, und er schafft keine Gerechtigkeit. Er versucht den menschlichen Dinge ihr Maß anzulegen.³ Auf die Gefahr hin, als ein poetischer Maler beschimpft zu werden, bekenne ich mich zur Nähe von Bild und Gedicht. Beide nehmen Maß im imaginären Raum. In beiden geht es um die Verallgemeinerung individueller Erfahrungen. Beide stehen in der Geschichte des Mediums, in dem sie sich vergegenständlichen. Im Gedicht wie im Bild hat jede formale Entscheidung inhaltliche Bedeutung, und zwar nicht nur im weiteren Verlauf, sondern in der komplexen Simultaneität ihrer Präsenz. Das heißt, dass das Ganze neben den Details, neben den Sätzen und Bildelementen, stets gegenwärtig bleiben kann. Vielleicht entgeht man der von Eliot so genannten "Provinzialität der Zeit" eher, wenn man aus der Peripherie in die **Metropole und als junger Mann aus dem rumänischen Banat nach Berlin gekommen ist.** Das schafft den Vorteil, verschiedene Entwicklungszustände der Politeia (also im Deutschen am ehesten des Gemeinwesens) genuin und intim zu kennen und den nicht minderen Vorteil, in verschiedenen Sprachen zu leben und zwischen ihnen übersetzen zu können. Aber auch der "Provinzialismus des Raumes" musste auf diesen Weg überwunden werden, das Verharren in erstarrter Identität und der Folklore der Herkunft. Soweit ich es beurteilen kann ist die dichterische Entwicklung Ernest Wichners von einer brillanten Artistik, die die Formensprache der

Moderne durchgespielt und ausgelotet hat, zu einer Dichtung verlaufen, die von der persönlichen Erfahrung und Erinnerung ausgeht, die eigene Gegenwart und Vergangenheit und die Menschenlandschaften, in denen sich Erfahrung ereignet, zu einer Einheit verbinden will B in einer möglichst einfachen Form, einfach weil sie den Gehalt ganz in sich aufgesogen hat.

Eine vorzügliche Kritik, die Erika Wimmer in der Zeitschrift "Literatur und Kritik" über den neuen Gedichtband von Konstantin Kaiser veröffentlicht hat, und die ich hier zitieren darf, enthebt mich der schwierigen Aufgabe über die Gedichte meines Bruders zu sprechen:

Eindrucksvoll, wie Kaiser die Dinge im Ungefähren hält, ohne in Geheimniskrämerei zu verfallen. Der schwebende Zustand der Gedichte, das spürt man auf sehr angenehme Weise, kommt aus dem Beiläufigen und Alltäglichen. Wo man sich wie ein Blinder sicher bewegt, da muss man nicht hervorheben oder gar ausbuchstabieren. Mit Koketterie des Verbergens hat dies nichts zu tun, wohl eher mit dem Vertrauen, dass wir alle Teil eines Erfahrungspools sind und darum das bloß Angedeutete ohne weiteres verstehen, das Ausgelassene mitdenken können. Es ist ein persönlicher Eindruck nur, aber diese Gedichte wirken wie Gespräche unter guten Freunden. Aber bei aller Intimität sind sie auch universell bedeutend. Und vor allem sind diese Texte warm, sie kommen aus der Mitte, gewähren Teilnahme und fordern Beteiligung. Besonders schön ist dabei, dass Kaiser in seiner Lyrik niemals das Authentische dem Runden und Glatten opfert, in seinem Schreibstil darf es rumpeln und holpern. Wenn ein Dichter die Wahrheit sagen soll, dann muss es Brüche geben dürfen in der Sprache und im Rhythmus! Der "Mund, der Gedichte philosophiert, sitzt nicht genau im Gesicht, nicht richtig im Leben."⁴

Ernest Wichner, geb. 1952 in Guttenbrunn (Banat/Rumänien), lebt seit 1975 in Deutschland. Er studierte Germanistik und Politologie an der Freien Universität Berlin. Er ist Autor, Literaturkritiker und Übersetzer aus dem Rumänischen; Herausgeber der Werkausgabe von Oskar Pastior (seit 2003). Seit 1988 stellvertretender Leiter, seit 2003 Leiter des Literaturhauses Berlin. Veröffentlichungen: Steinsuppe (Gedichte, 1988, ²2000); Alte Bilder (Erzählungen, 2001); Die Einzahl der Wolken (Gedichte, 2003); Rückseite der Gesten (Gedichte, 2003).

Konstantin Kaiser, geb. 1947 in Innsbruck, studierte Philosophie, war Theaterstatist, Nachtportier, Galerieleiter, Verwaltungsbeamter. Mitbegründer der literarischen "Gruppe Hundsblume" (u.a. mit Robert Schindel) und der "Theodor Kramer Gesellschaft". Seit 1983

freischaffender Literaturwissenschaftler und Schriftsteller. Lehraufträge an den Universitäten Klagenfurt, Innsbruck, Graz. Spezialist auf dem Gebiet der Exilliteratur. Herausgeber zahlreicher Bücher von zum Exil gezwungenen österreichischen Autorinnen und Autoren, Mitherausgeber der Zeitschrift *Zwischenwelt* (bis 2000 als *Mit der Ziehharmonika*), des *Lexikons der österreichischen Exilliteratur* und von *In welcher Sprache träumen Sie? Österreichische Exillyrik*. Mitbegründer und erster Präsident der "Österreichischen Gesellschaft für Exilforschung". Essays, Rezensionen, Gedichte, Prosa, Glossen in den Zeitungen und Zeitschriften. Publikationen (u.a.): *Durchs Hinterland* (Gedichte 1982-1992, 1993); *Auf den Straßen gehen* (Prosa, 1996); *Das unsichtbare Kind* (Essays und Kritiken, 2001); *podium portrait* Nr. 31 (Gedichte, 2007); *Ohnmacht und Empörung* (Schriften, 2008).

Leander Kaiser, geb. 1947 in Innsbruck, freischaffender Künstler und Philosoph, Studium der Malerei an der Akademie der bildenden Künste bei Max Weiler und der Philosophie an der Universität Wien. Dissertation über die Hegelsche Ästhetik. Lehrtätigkeit an der Akademie der bildenden Künste in Wien und an der Universität Klagenfurt. Zahlreiche Ausstellungen im In- und Ausland. Neuere Publikationen: Hg. mit Michael Ley: *Von der Romantik zur ästhetischen Religion* (Wilhelm Fink Verlag, 2004); *Allegorien des Blicks. Leander Kaiser (Malerei) mit Texten und Beiträgen von Mechthild Podzeit-Lütjen, Peter Weiermair und Irene Prugger* (2008); in Vorbereitung: Hg. mit Michael Ley: *Ästhetische Gnosis der Moderne* (2008).

Anmerkungen

1 T.S. Eliot, zit. nach Ryszard Kapuscinski: *Meine Reisen mit Herodot*. München 2007, 350f.

2 Vgl. Konstantin Kaiser: *Ohnmacht und Empörung. Schriften 1982 - 2006*. Mit Beiträgen von Siglinde Bolbecher und Peter Roessler. Hg. von Primus-Heinz Kucher, Karl Müller, Peter Roessler. Wien, Klagenfurt/Celovec 2008.

3 Es handelt sich hier vermutlich um den Humanus, den Hegel zufolge die Kunst nach dem Ende der religiösen Weltanschauungsweisen zu ihrem neuen Heiligen macht.

4 Erika Wimmer: *Rumpeln und holzen. Konstantin Kaisers Gedichte*. In: *Literatur und Kritik* (Salzburg), Nr. 425-426 (Juli 2008), 109.

MUND, der Gedichte philosophiert,
sitzt nicht genau im Gesicht,
nicht richtig im Leben, schwimmt
auf nicht mehr taufrischen Zügen.
Ein Mund unterwegs, er sucht
sich einen Platz gegenüber.
Satt vor Erinnern wird, wer
ihm Platz gibt, und weiß nicht woran.
Nicht genau, nicht mehr, nicht:
Zwei Hörnchen hat der Mund.

Konstantin Kaiser